

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

248 (22.10.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 43

Karls des Großen Sachsenkriege

Von Prof. Dr. Karl Brandt, Universität Göttingen

In den letzten 30 Jahren ist durch die Untersuchungen von Kibel über die Reichshöfe am Sellweg und an der Hessegrenze, gleichzeitig durch die Ausgrabungen von Schuchardt an Königshöfen und Volksburgen, auch sonst durch archäologische Aufnahmen sowie durch Vereinerung und Kritik unserer urkundlichen Materials das Bild von Karls des Großen Sachsenkriegen auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß bisher irgendwo eine diesen vielfältigen Bedingungen genügende Zusammenfassung gegeben worden wäre. Dabei handelt es sich bei dem Vorgehen Karls nicht nur um Fragen der Kriegskunst im weitesten Sinne; nicht nur um die Begründung der kirchlichen Organisation in Sachsen, sondern allgemein um die älteste Geschichte dieses Landes, insbesondere auch um die sehr schwierige Sachsenfrage mit allen ihren merkwürdigen Unterfragen.

Die Auseinandersetzung Karls des Großen mit den Sachsen hat eine lange Vorgeschichte. Schon in merowingischer Zeit ist von Tributen der Sachsen die Rede. Es scheint aber, daß sich die früheren Kämpfe entweder an der ripuarischen Grenze, also im Südwesten Sachsens, oder im Bereich der Thüringer, also im Südosten, abgespielt haben. Nur gelegentlich ist auch von einem Vorstoß an die Weser die Rede. Bei Karl dem Großen dagegen erfolgt von vornherein ein ganz neues und merkwürdig folgerichtiges Vorgehen geradezu in das Kerngebiet der sogenannten Weserfestung hinein auf doppeltem Wege. Im Jahre 772 begann er von Worms den Krieg mit einem ersten Vorstoß aus dem Hessischen. Von Worms kam er nur um den Taunus herum lahnauwärts über Gießen, Marburg, Wetter, Corbach, also die auch später nachweisbaren alten Straßen, genau von Süden nach Norden gezogen sein. Er stieß dann unmittelbar auf die vornehmste sächsische Volksburg, die Gressburg. Man sieht sofort, und im weiteren Verlauf erst recht: hier handelt es sich nicht um eine Fluchtburg, sondern um einen dauernden Stützpunkt zu Verteidigung und Angriff. Das Reichsgut im Mittelalt mag in der Tat ebenso in diese Zeit zurückreichen wie dasjenige zwischen Gressburg und Weser (Vorgentreich und Mühe). Die Operationsbasis ist also zunächst das Diemelgebiet, und sie bleibt es auch all die Jahre hindurch bis zum Ende des Krieges.

Aber schon im Jahre 774, da man in Quierzy mitten im alten Frankenlande die Seereschiffahrt beschlossen und in Düren gemustert hatte, ging es von Köln quer über die Wupper an die mittlere Ruhr, wo man entsprechend der Lage der Gressburg gegen Hessen, über die Mündung der Renne in die Ruhr die Sigiburg fand. Auch sie wurde genommen und dann der Marsch ostwärts zur Gressburg fortgesetzt; das heißt, Karl der Große stieß zur Bezwingung der Weserfestung fortan die Jänge an: von Süden aus dem Lagergebiet über die Gressburg an die untere Diemel, und von Westen her über die Sigiburg im Lippe-Ruhr-Gebiet ebenfalls auf die Weserfestung zu. Jetzt drang er tiefer ins Land, fand aber an der mittleren Weser Widerstand einer dritten Burg, der Brunnsburg bei Hörter, wo ihm die Sachsen den Übergang über die Weser verwehrten. Er wurde ihrer Herr. Dann teilte er sein

Heer. Der eine Haufen rückte gegen Ostfalen vor, offenbar erfolgreich. Der andere aber geriet weiserabwärts in einem Lager bei Mübbede am Wiehengebirge in bedrängte Lage. Es liegt nahe, auch hier an eine Volksburg zu denken, die berühmte Babylone. Die Franken wurden überlistet, und das erfolgreiche Ostheer mußte sie rächen. Im nächsten Jahre berannten die Sachsen mit Belagerungsmaschinen die Sigiburg, gewannen und verloren die Gressburg, während Karl seinerseits eine neue Burg an der Lippe anlegte, die Karlsburg (unbekannter Lage). Man sieht, in diesen ersten Jahren bewegten sich beide Teile durchaus im Burgenkrieg. Die Franken bezogen die sächsischen Volksburgen als feste Positionen; die Gressburg wurde später einen Winter lang sogar der Sitz des Königs mit Familie und Hofhalt.

Inzwischen aber hatte der Kampf ganz neue Formen angenommen, und zwar seit den ersten Versuchen umfassender Mission und Landesverwaltung. Bald erfolgte der fürchtbarste Rückschlag. Karl ahndete den Sachsenaufstand durch die grauenvollen Hinrichtungen von Verden (782), entfesselte aber eben dadurch erst recht einen Krieg von ungeheurer Erbitterung. Im Jahre 783 kam es zu den beiden großen Feldschlachten bei Detmold und an der Saase, die zwar Siege für die Franken bedeuteten, aber weiterhin doch nur den langwierigsten Kleinkrieg einleiteten, der sich noch durch viele Jahre hinzog. Karl baute nun seine Anmarschlinien planvoll aus, legte Königshöfe bestimmten Umfangs an, sicherte sich Stützpunkte, schlug Brücken über die großen Flüsse und schützte sie durch Kastelle.

In diesem ganzen Burgen- und Bewegungskrieg kommt man nun nicht aus mit der heute wieder verbreiteten Vorstellung, daß die Truppen Karls nur wenig zahlreiche und leichte Reiterheere gewesen wären. Satten sogar die Sachsen Belagerungsmaschinen, zu denen vielleicht die in der Sigiburg gefundenen Steingewölbe gehören, so müssen die Franken erst recht nicht nur Verpflegungs-, sondern auch umfassende Belagerungs- und Brückentrains mit sich geführt haben.

Aufstand und Krieg flackerten bald hier, bald dort, jetzt mehr im Norden aus, in Nürtingen, Bismudia und im Vordengau; die Kriegsführung komplizierte sich durch das Eingreifen der Dänen (Normannen) und der Slawen (Obotriten). Aber die Operationsbasis blieb nach wie vor das mittlere Wesergebiet, eben die Weserfestung, in der später die einzigen altfränkischen Klostergründungen erfolgten, Corvey und Herford. Genau an den drei Lagen der Weserfestung und dann weiserabwärts liegen auch die ältesten Bistümer, Paderborn, Osnabrück, Minden, Verden und Bremen.

Das Wesergebiet aber ist das Gebiet der Engern, die doch wohl als mit den alten Angriuariern identisch zu fassen sind. Von ihren Sitten aus erfolgte die geographische Orientierung nach Westfalen und Ostfalen. Man beachte auch, daß an der Weser, nicht in dem durch Funde charakterisierten Stammgebiet der Altsachsen zwischen Unterelbe und Unterweser, der berühmte Landtag von Marlo abgehalten wurde. Hier irgendwo brach Karl auch die Irminius, die wohl mehr war als ein lokales Heiligtum. In demselben Gebiete lagen alle Burgen; selbst die Sigiburg sieht nicht aus wie eine Burg der Brucker, sondern wie eine vorgehobene Position der Engern, die

wenig östlich noch im Gau Angeron fest gesiedelt erschienen. Waren und blieben diese Engern mit ihren uralten Namen doch der eigentliche Kern in dem großen Bereich der Stämme, die von den Franken Sachsen genannt wurden? Und wie erklären sich dann die sonderbaren Ständeverhältnisse der Edeling, Frilinge und Raten, die im ganzen Bereich der Sachsen gleich gewesen sein sollen? Einsteilen kann man hier nur vorsichtig neue Fragen formulieren. („Forschungen und Fortschritte“.)

Der Mythos Europa

Von Franz Spunda, GDS.

Noch niemals war der Begriff Europa problematischer als heute. Europa ist eine Aktualität geworden, eine der wichtigsten brennenden Fragen, von deren Beantwortung unter aller Heil abhängt. Nachdem uns Europa als kulturelle und wirtschaftliche Einheit verlorengegangen ist, ist es irreal geworden. Es haftet ihm keine Bindung an Materiellem mehr an, der spekulative Philosoph könnte sagen, daß es Europa überhaupt nicht mehr gibt und daß es nunmehr nichts anderes als eine rein geistige Form ist. Aber gerade deshalb, weil es seinen materiellen Charakter verloren hat, lebt es als Idee weiter und wird dadurch wieder zu dem, was es schon vorgehichtlich war, nämlich zu einem Mythos.

Es lohnt sich also, Europa einmal nur vom Standpunkt seines Mythos zu untersuchen und die Methode der Mythenforschung auf diesen Begriff anzuwenden. Um einen Ausgangspunkt zu haben, wird man zuvor den Sprachforscher zu Rate ziehen müssen, um von ihm zu erfahren, welcher Gedanke sich ursprünglich mit dem Begriff Europa verband. Vielleicht könnte daraus die Urfunktion Europas erschlossen werden, die uns Klarheit auch für unsere Zeit geben könnte.

Die lautliche Bezeichnung für unseren Erdteil ist, wie der Mythos erzählt, nicht selbst in Europa entstanden, wie ja Landbezeichnungen zumeist nicht von den eigenen Bewohnern, sondern von den Anrainern des Landes stammen. Denn in der Urzeit ist ein Land für den Bewohner schlechtthin „unser Land“ und braucht als solches keine weitere Spezifizierung.

So bliebe uns als Ausgangspunkt nur die phönizische Sage von der geraubten Königstochter übrig, die man etwa um 2000 vor Christus verlegt. Phönizier gelangten um diese Zeit an die Gestade, wo die Europa-Sage spielt, nach Kreta, nach dem heutigen Sella. Wie kamen sie nun dazu, diese Küsten als Europa zu bezeichnen? Wie sprachen sie dieses Wort aus, das eine präzisierte Form eines phönizischen Wortes ist und was bedeutet es? Es heißt Ereb und bedeutet „dunkel“. Wir müssen also vor allem ergründen, warum diese Länder den seefahrenden Phönizern dunkel erschienen. Das heutige Landschaftsbild sagt uns darüber nichts, denn die Küsten des heutigen Griechenland sind ebenso hell wie die Gestade Afrikas oder Kleasiens.

Auch die weitere Verfolgung der Wurzel Ereb im Semitischen führt nicht weiter. Ereb gewinnt in den semitischen Sprachen aus einer Bedeutung Dunkel immer mehr in die von „Abend“, so daß es im Arabischen Mahreb (tunesisch Mogtabh) direkt zu unserem „Abend-

Mythos drei ziemlich selbständig nebeneinander herlaufende Instrumentalstimmen baut. Zum Schluß nahm man, dank dem schönen Eifer der drei Ausübenden, noch die Erinnerung an eines der leidenschaftlichsten Werke der Romantik, an Mendelssohns op. 49 (D-Moll), beglückt mit hinaus in den grauen poetischen Alltag.

Außer den treuen Stammgästen wanderte eine stattliche Schar von Einzelbesuchern am Mittwochsabend zum Opernhaus, wo das

I. Sinfoniekonzert des bad. Landestheaterorchesters

Stattfand. Schon dieser Anblick stimmte freudig, zeigte er doch, daß in weitesten Kreisen keineswegs nur die Absicht besteht, ihr Geld gelegentlich zu Virtuosenstars zu tragen, sondern der ernste Wille, gerade in solch schweren Zeiten auch das repräsentative Konzertinstitut der Stadt nach Kräften zu unterstützen. Nicht minder verheißungsvoll war der künstlerische Aufstuf dieses ersten Sinfonieabends, wenigstens soweit er die umrahmenden Orchesterwerke betraf. Es ließ sich freilich wohl nicht ändern, daß gleich ein Gastdirigent die Reihe der acht Konzerte eröffnete, aber mit **Frane Dobrowen** kam schließlich kein ganz Unbekannter, und schon wie er den Taktstock hob, um Straußens „Don Juan“ zu leiten, war man gewiß, unter diesem zielbewußten, klar disponierenden Stabführer Großes zu erleben. Die unbertwüßliche Orchesterdichtung baute er tatsächlich in temperamentvollem Zuge auf, ohne auch (besonders im mittleren und Schlußteil) das musikalische Detail aus dem Auge zu verlieren. Näher stand ihm aber doch wohl später Anton Dvorák, dessen Sinfonie „Aus der neuen Welt“ er äußerst feinfühlig und beherrscht darlegte. Das trotz seiner verschwendendsten angebotenen Gemeinplätze mit Recht so sehr gerühmte Largo, eine der schönsten Eingebungen des Dvorámen überhaupt, fesselte ungemein und trug nachher dem Dirigenten samt unserer prächtigen Staatskapelle stürmische Ehrenten ein. — In ganz anderem Zeichen verlief der Mittelteil des Programms, obwohl man nach der Trompetenfanzare, mit der als Kopfhema diese „Majestät für Violin- und Or-

Karlsruher Konzerte

Viele Hörlustige — und das ist sehr erfreulich — fanden sich zu einem Konzert ein, das nur

Zeitgenössische badische Komponisten

auf seiner Vortragsfolge versprach. Als Ausgangspunkt ihrer Veranstaltung hatten die beiden Konzertgeber, **Mathilde Frensch** (Klavier) und **Oskar Schmidt** (Violine), ein älteres, aber noch immer recht frisch geliebtes Werk von **Arthur Kusterer** gewählt. Denn diese Suite (op. 9) steht schon diesseits der großen Musikwende, und wo sie natürlich mitunter doch noch eine gewisse Anlehnung sucht, geschieht das trotzdem so triebhaft und nervig, daß man den drei knappen Sätzen gespannt lauscht. Mit klarer Überlegung und technischer Meisterschaft wendet Johann der Geiger allein die Erinnerung an eine ebenfalls frühere Sonate aus **Julius Weismanns** Schaffen, auch kein Schreibstiladrenthüter, sondern ein Vierfäher, der nicht innerem Gehalt fast eine virtuose Auslegung gestattet. Gerade nach dieser Richtung erzielte sich der Violinist einen starken, überaus nachhaltigen Erfolg. So etwas wie ein Sensation für die an die junge Garde leider zu wenig gewohnte Karlsruher Musikgemeinde war danach die Erläuterung einer Violinsonate von **Ernst Koch**. Aber wer sich von der exzerptierten Dreifachgedrängtheit einigermaßen freimachen wollte und konnte, mußte immerhin der dynamischen und motorischen Beweglichkeit der Nobilität einige Achtung bezugehen, zumal ihr besonders vom Flügel her eine erstaunlich autoritative Interpretation widerfuhr. Den Schluß bildete **Heinrich Cassimir** mit einer 1918 entstandenen Violinsonate, die noch mehr, wie diese Jahreszahl eigentlich vermuten läßt, auf engste verwandtschaftliche Bande des Komponisten mit einem geläufigen Brahms-Stil hindeutet. Vielleicht garantierte das dem Werk seine besondere Anwartschaft auf die Gunst des Publikums, vielleicht sollte aber nach diesem epigonalen Finale auch nochmals herzlich der Dank zum Ausdruck kommen, den sich im Saal der Musikhochschule die zwei Ausführenden mit vollem Recht verdient hatten.

Im ersten Trio-Abend eines von der rührigen Konzertdirektion Kurt Neufeld für den Winter angekündigten Kammermusikzyklus begegnete man erneut dem

Fahbänder-Koch-Trio,

über das wir hier schon im letzten Jahr mit durchaus lobenden Worten berichten durften. Auch jetzt gewann man wieder den Eindruck, daß die drei Künstler den Vorrang, den sie sich gegenüber manch ähnlicher Vereinigung rasch erworben, nicht nur behauptet, sondern mittlerweile sogar wesentlich vergrößert haben. Natürlich scheint nach wie vor **Dr. Hanns Koch**, unter dessen Klavierhänden selbst in freier Spielweise nichts verloren geht und der trotz rubatien Tempowechselungen doch stets eine formale Plastik wahrt, der geistige Führer. Aber auch bei **Hedwig Fahbänder** ist das unerlässliche Maß von Selbstbeherrschung, wie es gerade das Geigenpiel im Ensemble erheischt, schonstens gewahrt, und der dritte Partner, **Ludwig Fahbänder**, fügt sich mit seiner sauberen Grifftechnik als Cellist nicht minder gut zum Ganzen. Gleich ein so heiltes und tiefgründiges Werk wie Beethovens op. 70 Nr. 1 (es heißt ja nicht umsonst auch „Geister-Trio“) in solch erfreulicher Art zu bewältigen, will viel bedeuten, nur nicht, daß es akademisch oder professoral gewesen sei. Danach meldete sich **Alexander Tscherepnin**, von dem wir gelegentlich eines Sinfonie-Abends ein Klavierkonzert hörten, zum Wort, mit einem neuen Klaviertrio. Zwar hämmert in dessen Tönen noch weniger die asiatische Wildheit eines Vollrussen, aber seine Klangwelt ist auch keineswegs so weit westlich orientiert, daß man es etwa französisch angehaucht — der Komponist weiß ja betanlich wie viele slawische Emigranten längst in Paris — nennen könnte. Eher gemahnt seine motorische Unbestimmtheit an eine von Strawinsky inaugurierte Faktur, bei der aber ebenfalls eine gewisse Präzision der Substanzen auffiel und zunächst einigermaßen befremdete. Wer freilich mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte oder gar das Glück hatte, den ersten Höreindruck durch ein Nüchternes der Partitur zu kontrollieren, durfte trotzdem manche Qualitäten entdecken und sich auch einmal an einer Musik freuen, die auf offener

Land" wird. Nun liegt aber Hellas nördlich von Phönicien, es kann also, von Süden gesehen, niemals zu einem West- oder Abendland werden.

Man wird also von der Wurzel Erēb — Dunkel weiter schließen müssen. Das u in Europa darf uns dabei keine Schwierigkeiten machen, denn es ist nichts anderes als ein Infiz, das sich in Anlehnung an die vielen anderen Er (Er, Eo = gut) eingeschlichen hat.

Nun aber ist die Urbedeutung von Europa einmal auch lokal auf europäischen Boden belegbar, in Dodona im nördlichen Epiros, wo schon sehr früh ein Zeus Eurypa verehrt wurde. Man darf aber in ihm nicht eine männliche Umformung der phönizischen Prinzessin Europa sehen, er hat mit ihr außer dem Lautklang nichts gemein, denn er ist eine Lokalgöttheit, deren Wesen man aus der Landschaft von Dodona erschließen muß. Das alte Dodona ist durch seine heiligen Eichenboine bekannt, eine urindogermanische Drakelstätte, die am Abhang des dunklen Tomaros liegt. Erēb oder ähnlich muß also auch indogermanisch dunkel, finster oder düster bedeuten, denn der Zeus Eurypa ist eine dunkle Waldgöttheit.

Das legt den Gedanken nahe, daß die Phöniker unter Europa eben ein dunkel bewaldetes Land verstanden. Ihr eigenes Land, d. h. die Küsten, waren und sind bis heute baumlos. Nun kommen sie nach Norden und sehen alle Gestade Griechenlands von dunklen Eichenwäldern bedeckt, denn dieser Baum bildete vorgefährlich mit Fichten und Tannen den Hauptbestand der Wälder; die heute dort überall wachsende hellgrüne Föhre kam erst nach der Verfarzung des Landes im Mittelalter dorthin.

Man kann den Eindruck der Phöniker nachempfinden, wenn man sich zu Schiff dem Athos nähert, dem einzigen Berg Griechenlands, dessen Vegetation bis ans Meer reicht: dunkel, fast schwarz ragt die Halbinsel aus den Fluten. Aber auch an der Südwand ist sie dunkel, wo das nackte Gestein zutage tritt, das von der gleichen braunroten Farbe wie alle griechischen Felsen (außer Leukas) ist. Wenn also Hellas vor 4000 Jahren dichtbewaldet war — und dafür spricht alles —, so mußte es den Schiffen, die sich den Küsten näherten, als ein dunkles Land erscheinen sein.

Nun liegt der Begriff des Dunklen wie ein Fluch über uns. Und der Kampf mit diesem Dunkel wird von nun an zum eigentlichen Sinn unseres Erdteils. Der Kampf mit dem Erēbos, in dem die indogermanisch-semitische Wurzel wie ein Petrefakt konserviert erhalten blieb, wird nun zum Inhalt, jedes europäischen Bewußtseins als Erbe des Mythos. Und alle europäischen Helden leuchten uns voran, von Herakles bis auf die Gegenwart. Sogar die europäischen Götter müssen den Kampf mit den dunklen Gewalten aufnehmen, mit den Titanen.

Aber sie, liegen dennoch. Dieser Sieg erst macht sie zu Göttern, macht uns zu Europäern. Alles, was die Mythen über Europa melden, ist nichts anderes als die ewige Wiederkehr ihres Kampfes mit dem Dunklen. Europa ist also ein dualistischer Erdteil, ist der Dauerzustand dieser immerwährenden Spannung. Deshalb ist Europa der unruhigste Erdteil, weiß in ihm die Polarität zwischen Licht und Dunkel zum erstenmal bebüßt und zur ethischen Aufgabe für den Menschen geworden ist. Wie sehr das Bewußtsein davon, daß Europa ein unheilvolles Land ist, innerlich verankert ist, zeigen die Mythen von seligen Ländern, die überall außerhalb Europas gesucht werden. Elysium liegt weit hinter Europa. Wenn aber ein europäisches Land zum Elysium erklärt wird, muß es seinen Namen ändern; so wird Italien zu Anfonien und Gesperien.

Muß nun dieser Fluch ewig auf uns lasten? Wird Europa ewig friedlos bleiben müssen? Der Mythos sagt uns darüber nichts, er ist fatalistisch. Doch der Europäer ist über ihn hinausgewachsen, er glaubt titanisch an seine eigene Kraft, wagt an das Fatum. Seit 4000 Jahren hat er eigentlich nichts anderes getan als versucht, sich von

dem Fluch seines Mythos zu erlösen. Und teilweise ist es ihm geglückt, ihn in den Logos umzugestalten. Denn der Mythos ist das Dunkle, der Logos das Licht. In diesem Sinne konnte Kavalis voraussahend die Gleichung setzen: Europa oder die Christenheit. Denn nur der Logos, der in uns Fleisch geworden ist, hat die Kraft, uns von dem dunklen Mythos Europa zu befreien.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Die Wissenschaft untersucht die ältesten Weine der Welt

Im Museum von Speyer liegt bekanntlich der sog. „Römerwein“, der älteste Wein der Welt — er stammt etwa aus dem Jahre 350 n. Chr. und wurde vor einiger Zeit unter den Trümmern eines früheren Römerkastells gefunden. Der zweitälteste Wein hat immerhin noch das ehrwürdige Alter von rund 800 Jahren und ist in einem alten Gräberfeld des Kaukasus aufgefunden worden. Lange Jahre stand die Flasche mit diesem uralten Wein in einem Museum — sie trug die Aufschrift „Unbekannte Flüssigkeit“ und niemand wußte so recht, welche Verwandnis es mit ihr hatte. Nun berichtet dieser Tage Prof. J. Gräf, Berlin, der sich dieses interessanten historischen Objektes angenommen hat, über die Ergebnisse seiner Untersuchungen mit dem Inhalt jener geheimnisvollen Flasche. Die „unbekannte Flüssigkeit“ erwies sich bei der chemischen und biologischen Analyse als Wein, genauer gesagt als Überrest eines früheren Weines, mit dem die Flüssigkeit allerdings heute nicht mehr viel zu tun hat. Denn der zweitälteste Wein der Welt entspricht in keiner Weise der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von so „gut abgelagerten“ Weinen macht: er ist völlig geruchlos und hat keine Spur von Alkohol mehr in sich! Alle für einen Wein wichtigen Eigenschaften hat die Flüssigkeit im Lauf der Jahrhunderte verloren und heute besteht sie nur noch aus Wasser, Salzen und ähnlichen dem Weinkelchhaber durchaus unympathischen Substanzen. Im übrigen dürfte sich zur Zeit seiner Kelterung dieser historische Wein kaum wesentlich von unseren heutigen Sorten unterscheiden haben; es war anscheinend ein Süßwein von relativ hohem Alkoholgehalt. Aufbewahrt wurde er in einer runden Glasflasche mit einem kurzen Hals, der durchaus sachgemäß mit einem Korkstopfen verschlossen und dann mit Wachs verklebt war. Diese Flasche hatte man vor über 800 Jahren als Opfergabe einem Toten mit ins Grab gegeben. Nach den geschilderten Ergebnissen ist es kein Wunder, daß auch die Untersuchung des ältesten Weines der Welt, des erwähnten „Römerweines“, eine ähnliche Beschaffenheit wie bei dem zweitältesten Funde ergab. Eine eingehende Untersuchung war allerdings im ersten Falle nicht möglich, weil die vorhandene Menge der kostbaren Flüssigkeit für eine Analyse zu gering war. Immerhin ließ sich feststellen, daß auch der „Römerwein“ keinen Feinschmecker mehr reizen dürfte, denn auch ihm fehlt der Alkohol vollkommen.

Ein Hormon gegen die Fettsucht?

Ein kleines Organ, das im Zentrum des menschlichen Schädels gelegen ist, die sog. Hypophyse, nimmt unter den hormonalen Drüsen unseres Körpers eine besonders wichtige Rolle ein. Es besteht anatomisch aus drei verschiedenen Teilen, dem Vorder-, Mittel- und Hinterlappen; allein der Vorderlappen produziert eine ganze Reihe wichtiger Hormone, deren Zahl wir noch nicht mit Sicherheit kennen. Schon seit längerer Zeit kennt man die Folgen, die eine Erkrankung dieses Organs nach sich zieht; es treten eigenartige Wachstumsstörungen wie Zwerg- oder Riesenwuchs und zugleich ein mächtiger Fettanfang auf.

Den wissenschaftlichen Untersuchungen gelang es bisher lediglich, die Erzeugung des Wachstums- und Sexualhormons im Vorderlappen nachzuweisen. Ein drittes Hormon, welches den Fettstoffwechsel reguliert, wurde jetzt von Hoffmann und Anselmino-Düsseldorf, gefunden und hergestellt. Es handelt sich um einen bisher unbekanntem Stoff, der die Fettverbrennung im Körper beschleunigt und bei dessen Fehlen Fettanfang entsteht. Die beiden Forscher konnten das neue Hormon von den anderen Hypophysenhormonen isolieren und seine Wirkung auf Mensch und Tier genau untersuchen. Das Hormon wurde aus Rinderhypophysen gewonnen; ab sich mit diesen Extrakten die Fettsucht wirksam bekämpfen läßt, ist noch nicht eindeutig festgestellt; es bestehen aber durchaus Aussichten auf Erfolge in dieser Richtung.

Scheintote Pflanzen!

Bei einer Expedition in die Sandwüste von Sarcara stamfund der russische Botaniker Juan Wassiljev große Bestände eines sog. Niedgrases, das imstande ist, vollkommen Austrocknung ohne Verlust der Lebensfähigkeit zu ertragen. Die Vegetationszeit dieses Grases erstreckt sich auf nur wenige Wochen des Frühjahrs und findet ihr Ende Mitte Mai mit dem völligen Austrocknen des Wüstenlandsbodens, der sich in den Mittagstunden auf 30 Grad erhitzt. Dabei erreichen alle Teile der Pflanze eine so weitgehende Austrocknung, daß sie leicht zu Pulver zerrieben werden können. Trotz dieser Mumifizierung glimmt in der Pflanze noch das Leben; begießt man sie langsam, so beginnt ihre Lebensfähigkeit von neuem, sie ergrünt wieder. Schon vorher, im Jahre 1928, hat Cernobski in Mazedonien eine Pflanze entdeckt, eine Verwandte des in Blumengeschäften häufig verkauften Umanbaraveilchens, die eine ähnliche Austrocknung ertragen soll. Nach diesen Befunden gesellen sich zu den berühmten gewordenen Barentierchen, die in Dackrinnen leben, dort im Sommerbrand zu unansehnlichen Klümpchen zusammenschrumpfen und bei Regen wieder erwachen, auch höhere Pflanzen, die lange Zeit in einem scheintoten Zustand verharren können.

Ein wichtiger Fortschritt in der drahtlosen Telephonie: der „Rundstrahler“

Beim Senden von Rundfunkdarbietungen kommt es vor allem darauf an, eine möglichst gleichmäßige Verteilung der ausgestrahlten Wellen nach allen Seiten zu bekommen, damit die Sender möglichst überall im Sendebereich gleichmäßig gut gehört werden können. Bei dem deutschen Weltfunktag in Königs-Wusterhausen, der bekanntlich mit Kurzwellen arbeitet, war bisher mit einer senkrecht hochgeführten Antenne gearbeitet worden, da mit einer solchen Anordnung die Forderung einer gleichmäßigen Ausstrahlung der Wellen sehr gut erfüllt wird. Der Nachteil der bisher üblichen Methode liegt darin, daß auf diese Weise ein großer Teil der Sendenergie verloren geht — die Strahlung geht nämlich zum großen Teil steil nach oben und wird erst von der leitenden Luftschicht (der bekannten Heaviside-Schicht) zurückgeworfen; die Wellen erreichen also den Empfangsort erst nach einem beträchtlichen Umweg. Vor kurzem hat man nun in Königs-Wusterhausen eine neuartige Sende-Antenne errichtet, die diesen Nachteil vermeidet: sie besteht aus einer Anzahl übereinander angeordneter Antennen in quadratischer Form, die nicht senkrecht, sondern waagrecht liegen. Auf diese Weise ist erreicht worden, daß die gleichmäßige Ausstrahlung der Wellen nach allen Seiten ebenso gut wie bei der bisherigen Antenne bleibt, die ungenützte Strahlung nach oben wird aber weitgehend aufgehoben. Mit Hilfe dieser neuesten Antennen-Anordnung hofft man, wie Ing. Hirsch von der Telefunken-Gesellschaft kürzlich mitteilte, einen achtfach stärkeren Empfang der Darbietungen des Weltfunktagenders zu erreichen!

Zeitschriftenbau

Das Oktoberheft der Alexander Kochschen „Innen-Decorations“ zeigt in schönen Bildern ein sehr interessantes Haus des Düsselbacher Architekten Bernhard Frau, Räume von weiten Wänden, die suggestiv von einem freien Leben sprechen, einen Garten mit Schwimmbad und sonnigen Kinderspielfeld, alles in einfacher, großzügiger Sprache gegeben. Daneben erscheinen Innenräume von A. Lorenz (Berlin), die auf überzeugender Weise eine Raumgestaltung durch Stahlmöbel vortragen, sowie neue, großgemusterte Dekorationsstoffe und Teppichmuster von Em. Jof. Waagob. Sehr schön bestimmt ein Aufsatz von Dr. Alfred Wenzel, die moderne Wohnung als Ort, wo unser Leben zu einer „Mitte“ kommt, d. h. wo es nicht nur Ruhe, sondern auch die positive Menschengefüllt, die Erfüllung und Reifung findet. Die „Innen-Decorations“ herausgegeben von Alexander Koch, Stuttgart, Einzelheft mit 36 großen Abbildungen (250 RM.) hat auch in den hinter uns liegenden Jahren der Verlagszeit stets die Sache der rüstig mit der Zeit voranschreitenden Wohnungs-gestaltung vertreten. Sie hat sich stets ein klares Urteil bewahrt, sie hat Mut und Glauben festgehalten. Sie hat auf diese Weise das Beste dazu beigetragen, daß die nun einsetzende Aufwärtsbewegung in der Wohnungskunst eine geordnete Bahn zu neuem, freudigen Schaffen vorfindet.

Die Funk-Musik bietet in ihrer Nr. 42 wieder eine Ausfülligkeit des Programms, die nicht gut übertrieben werden kann. Wie wir noch in Erfahrung bringen konnten, plant der Verlag dieser gern gelesenen Radio-Zeitung aber noch weitere Übertragungen für seine nach vielen Tausenden zählenden Abonnenten. Auch wie vor wird auf die Interessenvertretung des Rundfunkhörers der größte Wert gelegt. Monatlich kostet die „Funk-Musik“ nur 80 Pf. — Für bewährtere Hörer empfehlen wir die Ausgabe B mit der 32 Seiten umfassenden Sonderbeilage „Europäische Vorträge“. Preis monatlich nur 1,10 RM. — Kostenlos gehen Anfall versichert sind die Dauerbezieher.

„Geister“ begann, zunächst ebenfalls gespannt aufhorchte. Doch nicht der Hörer, sondern der Musiker Max Steidel, der diese Erstaufführung komponiert hat, ist schuldig, daß nach solch marantem Anfang niemand mehr so recht reagierte; denn es wirt schließlich in hohem Grade langweilig, wenn statt erwarteter pitanter Kontraste sich das Ganze tonlos verflücht, wenn auch mit Hilfe sehr dürftigen instrumentalen Farbenpalette allmählich etwas völlig Anderes eingefangen wird, als die Stimmung einer Rhapsodie, die natürlich auch dann und wann elegischen Charakter vertragen könnte. Vielleicht deutet diese Methode, Thematiken ohne Eigengepräge durch fortwährende Wiederholung langsam, aber sicher zu Tode zu heben, auf eine artdeutsche Kunst, die wir noch nicht verstehen. Vorläufig müssen wir jedoch gestehen, daß uns der Komponist Steidel dem Musikkritiker Steidel, den wir mit guten Gründen hochschätzen, schon deshalb keine ernste Konkurrenz zu machen dünkt, weil auch der Solopart monoton bleibt und jeder geigerischen Einfühlung entbehrt. Der schwache Höflichkeitserfolg galt somit in erster Linie der vielversprechenden Violinistin Colette Franz (Paris), die sich mit viel Wagemut und doch ergebnislos für die Sache einsetzte, gleichwohl aber auch sofort den persönlich anwesenden Komponisten daran teilnehmen ließ.

Zum dritten Mal rief der

Wahrheitsbund
oder vielmehr dessen überaus tätige Ortsgruppe in die Stadt, Festhalle zu einem großen Konzert, wofür wiederum an Erwerbslose, Fürsorgeempfänger, Kriegsblinde und Schwerverletzten 2000 Karten abgegeben worden waren. An diesen schönen Gedanken sowie an belehrende Worte Wagners knüpfte auch der Vorsitzende, Christian Lorenz, in seiner kurzen Ansprache an, die nicht nur die sittliche Macht der Kunst hervorhob, sondern betonte, wie gerade heute die Musik alle von der gemeinsamen Not Betroffenen zu einem geeignet sei. So wolle auch der Wahrheitsbund wirken, und er hoffe, daß der Zweck des Abends sich in diesem Sinne voll erfüllen. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, dafür brauchte man nur in die freudigen Augen all derer schauen, die lange den Genuß eines Konzerts sich verlagern mußten und jetzt dank

der uneigennütigen Mitwirkung vieler bewährter Kräfte eine ebenso umfangreiche wie abwechslungsreiche Vortragsfolge mit-anhören konnten. Denn es beteiligten sich außer der „Harmonie“-Kapelle, die abermals unter Hugo Kubolchs bewährter Leitung den orchesterlichen Teil übernommen hatte, u. a. der Gesangsverein „Südbühnen“, der mit zwei Männerchören von Schubert und Bruckner aufwartete und später noch verschiedene Volkslieder sang. Und neben diesem, von seinem Ehrenchorleiter Friedrich Müller selber betreuten Vokalchor gab natürlich das Auftreten unseres beliebten Franz Schuster (mit zwei Mozart-Arien) dem Abend eine besonders schöne Note. Außerdem gefiel aber auch Erna Seedorf, der man bei dieser Gelegenheit erstmals auf einem großen Konzertpodium begegnete, sehr, sowohl in Beethovens „Alcibiades“-Arie wie in der beiden nachfolgenden Donizetti-Gesängen. In Emma Lorenz hatten die zwei Solisten eine gewandte Begleiterin, so daß auch nach dieser Seite der künstlerische Gewinn des mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Abends durchaus befriedigte.

Starker Erfolg des Freiburger Stadttheaters in Straßburg. Das Freiburger Stadttheater eröffnete seinen Gastspielzyklus im Elsaß mit einer Aufführung der Hauptmannschen „Weber“ im Straßburger Stadttheater. Die von Oberregisseur Wien geleitete Vorstellung erzielte vor ausverkauftem Hause einen starken Publikums- und hat ebenso wie das Meißner-Gastspiel der Karlsruher Oper das Verdienst der elbischen Bevölkerung nach einer deutscher Kunst erneut unter Beweis gestellt. Als nächstes Gastspiel ist eine Aufführung der neu herausgekommenen d'Albert-Oper „Mitter Wu“ durch das Freiburger Opernensemble vorgesehen.

Professor Dr. W. Hoff, Freiburg i. Br., wird Ehren doktor von Upsala. Bei den Doktorpromotionen der Universität Upsala (Schweden) am 5. November, werden eine Reihe von deutschen Universitätslehrern zu Ehren doktoren dieser berühmten Hochschule ernannt. Die Medizinische Fakultät in Upsala wird Professor Dr. Ludwig Hoff, Freiburg i. Br., den weltbekanntesten Anatomen und Professor Dr. Sauerbruch, Berlin, den bedeutendsten Chirurgen, zu Ehren doktoren ernennen.